

Drei botanische Sonderlinge

Autor(en): **Moor, Arthur**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **31 (1973)**

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-659004>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Drei botanische Sonderlinge

Arthur Moor

Menschliche Originale sind allgemein bekannt. Sie werden höflicherweise als eigenartig oder seltsam charakterisiert. Herdentum und Herdengeist sind ihnen fremd. Dem Äussern schenken sie wenig oder keine Aufmerksamkeit. Wesensmässig sind sie anders-geartet, oft schrullig, der Galgenhumor sitzt ihnen auf den Lippen, und sie leben feucht-fröhlich in den Tag hinein. Sie sind einsam, aber nicht vereinsamt. Langsam sterben sie aus. Das ist schade.

Sonderlinge kennt auch das Tierreich. Glücklicherweise. Körperform, Wesen und Verhalten weisen darauf hin.

So verhält es sich auch im Pflanzenreich.

Und so darf denn hier auf kurzem Raum von drei botanischen Sonderlingen berichtet werden. Wir begegnen ihnen in unsern heimatlichen Laub- und Mischwäldern: Es sind die *Nestorchis*, die *Schuppenwurz* und der *Widerbart*. Die drei ungleichen Geschwister, die sich ab und zu die Hand reichen, haben in ihrem unscheinbaren Kleid wenig Gemeinsames. Bloss eines trifft für alle zu: Es sind regelrechte Bleichgesichter, wobei zu erwähnen ist, dass die Schuppenwurz oft zartrot überhauchte Blütentriebe trägt.

Die *Nestorchis* (*Neottia nidus avis*) hat ihre hohe Zeit im Mai und Heumonats¹. Der fleischige, von Schuppenblättern umhüllte Stengel trägt am Ende eine anmutige Blütentraube. Sie verströmt angenehmen Honigduft. Die Pflanze darf deshalb zu den Honigblumen gezählt werden, die vorwiegend von Fliegen und andern Insekten besucht werden. So sind für sie Bestäubung und Befruchtung gesichert. Das leicht gelbbraunliche Ding, im dünnen Laub aufrecht stehend, verfügt über kein Blattgrün, weshalb es gezwungen ist, seine Nahrung anderweitig zu beschaffen. Dies gelingt ihm, da die rätselhafte Natur kein Versagen kennt. Mit Hilfe eines die Wurzel umspinnenden Pilzgeflechts entzieht es die notwendigen Nährstoffe dem modernen Laub des Waldbodens. Das besondere Gewächs lebt nicht, wie etwa die *Sommerwurz* (*Orobanche*), als Parasit auf Kosten einer andern Pflanze, sondern in Symbiose, also in gemeinsamer Existenz ungleicher Lebewesen zu gegenseitigem Nutzen. Die *Nestorchis* liefert das

Wasser und der Pilz die aufbereiteten Humusstoffe. Ethos im Reich der Pflanze!

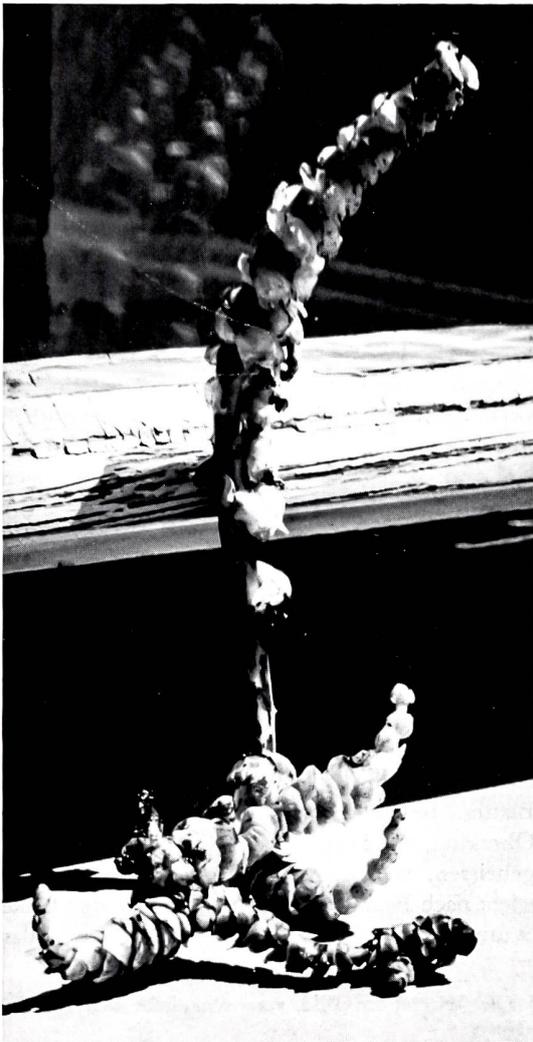
Die *Schuppenwurz* (*Lathraea squamaria*) verfügt über eine äusserst bizarre Form. Sie ist im Laubwald beheimatet und zeigt sich schon in winterkahler Zeit. Ihr kurzes Leben löscht schon am Anfang des Wonnemonats aus. Ihr Kleid wird rasch unansehnlich, schwarz, die Pflanze welkt, fällt in sich zusammen und vermodert. Am seltsamen Gewächs kann nichts Grünes festgestellt werden. Wir haben es mit einem waschechten Schmarotzer (Parasiten) zu tun. Er lebt nicht aus eigener Kraft. Seine ganze Nahrung raubt er aus den Wurzeln von Bäumen. Dabei wählt er vornehmlich die Buche, Pappel, Erle und Hasel aus. Sein unterirdischer Wurzelstock (Rhizom) und die Blütentriebe sind dicht mit bleichen, fleischigen Schuppen besetzt. Das Rhizom kann sehr tief, bis gegen einen Meter, in den Erdboden eindringen und endigt mit einer knollenförmigen Anschwellung, aus welcher zarte Würzelchen entspringen. Diese umschliessen eine lebende Nährwurzel (Wirtswurzel) mit einem schwer entwirrbaren Wurzelfilz. Feinste Saugwürzelchen (Haustorien) dringen in das Gewebe der Wirtswurzel ein, wo sie sich am Saftstrom der fremden Pflanze gütlich tun. Sie bohren sich also förmlich in die Saftbahn ein und bedienen sich der lebensnotwendigen Nährstoffe. Später, wie oben vermerkt, geht der überirdische Pflanzenteil in Fäulnis über und stirbt ab.

Der *Widerbart* (*Epipogium aphyllum*) darf als botanische Rarität bezeichnet werden. Der Name besagt, dass die merkwürdige Pflanze, eine Orchidee, ihre Lippe wider den Himmel streckt. Das ist bei andern Orchideen nicht der Fall. In Deutschland wird die Pflanze auch *Ohnblatt* genannt, was zu Recht geschieht; denn sie trägt keine grünen Blätter. In gewissen Gegenden wird sie auch Oberkinn, der Form wegen, oder Bananenorchis heissen, weil die grossen, hängenden Blüten leicht nach Bananen duften. Die Pflanze hat keine Wurzel, sondern korallenartige Auswüchse oder

¹ Die Wurzel im Bild veranschaulicht den Namen «Nest».

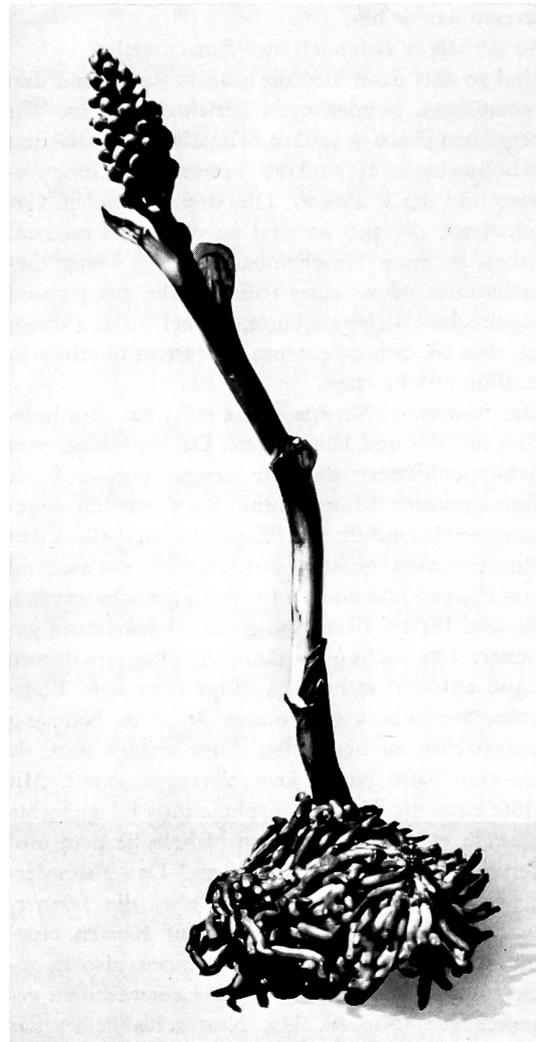
Verzweigungen. Auch sie besitzt kein Blattgrün. Der röhrlige, gelbliche Stengel ist oft rötlich oder violett überlaufen, was dem Habitus zur Zierde gereicht. Es fallen schuppenförmige, den Stengel scheidenartig umfassende Blätter auf. Die Blüte trägt einen blassrötlichen Sporn, was den skurrilen Charakter der Pflanze noch stärker prägt. Der fahlen Färbung wegen ist sie nicht gut sichtbar. Die Farbe des Gesamtgebildes darf als wirksames Schutzmittel bezeichnet werden. Der Widerbart gedeiht in feuchten Wäldern, zwischen modernden Blättern und oft auf faulendem Holz. Auch quellige Gebiete oder Bäche bevorzugt er. Das wunderliche Ding steigt etwa zwei Handbreiten auf. Es entspricht seiner schrulligen Lebensweise, dass nicht jedes Jahr Blüten erscheinen. So kann es sich ereignen, dass die Pflanze jahrelang keine oberirdischen Blütenstengel treibt, um dann unvermutet wieder in Erscheinung zu treten. Wir haben es mit einer sehr seltenen, unglücklicherweise im

Schuppenwurz



Aussterben begriffenen Orchidee zu tun. Darüber geben botanische Standortwerke Auskunft. Ursprüngliche Lebensräume waren montane, subalpine und ab und zu kolline (hügelige) Landschaftsgebiete. In der Zentralschweiz sollen ganz vereinzelt noch Fundorte bekannt sein, so beispielsweise im Entlebuch. Dem einschlägigen Werk des bekannten solothurnischen Arzt-Botanikers *Rudolf Probst* entnehmen wir nachstehende Angaben, die sich auf allbekannt gewesene Standorte beziehen. Danach war die Pflanze noch heimisch: 1852 auf dem Passwang, 1855 bei Lützelflüh, 1846 auf der Hasenmatt, 1909 bei Burgdorf, 1913 am Nordhang des Helfenberges, 1932 im Westteil der Gisliflüh ob Thalheim und in einem Aarewäldchen bei Schönenwerd. Der Forscher fahndete persönlich an verschiedenen Stellen im Jura nach der «Wunderblume» – leider erfolglos. Schliesslich darf noch darauf hingewiesen werden, dass ein erfahrener Botaniker sagte, starke

Nestorchis





Gewitter im Frühjahr begünstigen ihr Erscheinen. Letztlich sei noch erwähnt, dass sich ein Exemplar dieser botanischen Rarität glücklicherweise in einem Herbarium des Naturhistorischen Museums in Olten befindet.

Ziehen wir den Bogen des Vorkommens dieser botanischen Rarität noch etwas weiter, so müssen wir sie, europäisch gesehen, in Mittel- und Südeuropa suchen.

Eine solcherart fast farblose Orchidee ist kaum als auserlesene Schönheit anzusprechen, immerhin aber als ein schutzwürdiges Glied in der langen Kette der über 3500 Pflanzen, die in unserm Land Gastrecht und eine Heimat gefunden haben.

* * *

Die Natur ist gross und reich. Sie reiht Wunder an Wunder. Prächtiges und Unscheinbares stehen oft Seite an Seite. Schönes ist dem Auge – wie könnte es anders sein – zugänglicher, äusserlich eher Bescheidenes botanisch nicht selten ungeahnt interessant in mancher Beziehung. Das Tor zu den

kleinen und grossen Wundern der Pflanzenwelt steht jedermann offen. Zum Erkennen und Verstehen braucht es so wenig – bloss wache, offene Sinne.

Der Mensch der Gegenwart schickt sich an, eine Welt der Zerstörung zu gestalten. Vieles ist unwiederbringlich verloren, auch im Pflanzenbereich. Manches kann noch gerettet werden; aber Verständnis und Eile sind unumgänglich. Es kann nicht nur darum gehen, einzelne Pflanzen zu schützen, also etwa das Pflücken oder Versetzen zu verbieten. Die pflanzliche Umwelt, der Lebensbereich, muss gesichert werden, um den Schutz nachhaltig zu gewährleisten. Die Verwirklichung dieser Absicht scheitert leider noch allzu häufig an zu einseitig egoistischen Überlegungen. Jeder Anfang des Schutzes muss im Kleinen beginnen, bei einzelnen Blumen und bei einzelnen Menschen. Wer sich in diesen Dingen von einer inneren Kraft leiten lässt und die Natur als Schöpfung empfindet, der ist bereits Beschützer geworden alles dessen, was an Schönheit, an Wundern und Interessantem sichtbar ist!